

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 81 (2010)
Heft: 6: Aus dem Leben gegriffen : Biografiearbeit in Theorie und Praxis

Artikel: Lydia Stulz, 85, erzählt aus ihrem Leben : "Ich war das Arbeiten gewöhnt. Die Liebe kam später"
Autor: Wenger, Susanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lydia Stulz, 85, erzählt aus ihrem Leben

«Ich war das Arbeiten gewöhnt. Die Liebe kam später»

Lydia Stulz, viel Schalk in den Augen, wohnt im Betagtenzentrum Laupen BE auf einer Gruppe für Menschen mit Demenz. Als Bauerntochter aus dem Freiburgischen hat sie ihrer Lebtag «viel und gern» gearbeitet. Vergangenen trauere sie nicht nach, sagt die 85-Jährige. Doch das Caramelbonbon-Rezept aus jungen Jahren weiss sie noch aufs Gramm genau.

Aufgezeichnet von Susanne Wenger

«Was haben wir – 2009? Was, schon 2010? Heitere Fahne! Wo sind die Jahre geblieben? So alt, wie ich jetzt bin, fühle ich mich nicht. Es laufen Frauen herum, die sind viel jünger als ich, aber mieser dran. Ich brauche keinen Stock. Im Heim bin ich jetzt schon ein Zytli. Wie lange, kann ich nicht sagen. Ich habe es mir nicht aufgeschrieben. Ernst, mein Mann, war auch hier. Aber er ist inzwischen gestorben. Die Lismete da – das gibt Socken für die Praktikantin. Meine Pflegerin, sie ist ein Blüemli. Meine Nichten kommen mich hie und da besuchen, ebenso meine Freundin Rosmarie. Die Kommode neben dem Bett stammt aus unserer alten Wohnung. Kirschbaumholz, reine Handarbeit. Der Nachbar, der Möbelschreiner war, hat sie mir gemacht. Sie war im Fall nicht billig. Eigentlich geht es mir nicht schlecht. Ich wüsste im Moment gerade nichts zu jammern. In meinem Leben gab es viel Schönes. Aber es ging lange, bis ein Doktor merkte, was mir fehlte. Ich war eine ewige Bluterin. Der Blutschelm war ein Myom im Unterleib. Sie haben es mir im Salemspital Bern entfernt. Als die Bluterei endlich aufhörte, kam ich mir vor wie im Himmel. Die Operation war nicht so schlimm. Aber Kinder lagen danach nicht mehr drin. Das habe ich dem Ernst gesagt. Und gedacht, jetzt geht er dann. Aber ich habe mich schön trumpiert.»

«Was könnte ich noch erzählen? Sachen, Sachen, Sachen. Aufgewachsen bin ich im Freiburgbiet, im Schürgraben, Heitenried. Unser Heimetli war ein einfaches Häuschen. Als meine Eltern es 1920 kauften, sei es ein wenig vernachlässigt gewesen, hat Ätti erzählt. Weit herum wuchsen Nessel. Ätti und Muetli haben eins nach dem anderen in Ordnung gebracht. Wir hatten einen Stall für ein paar Chueli. Ätti liess noch einen Rossstall bauen. Wir lebten vom Bauernbetrieb. Früher war man nicht so anspruchsvoll. Man war auch einmal zufrieden. Ich hatte zwei ältere Brüder. Aber man kann sie nichts mehr fragen. Sie sind beide schon weg. Abgesegelt. Doch doch, ich hatte eine glückliche Kindheit. Sobald man einen Rechenstiel in die Finger nehmen konnte, musste man mithelfen auf dem Hof. Wir hatten noch nicht die Möglichkeiten, wie sie die Bauern heute haben. Heute arbeiten sie nur noch mit Maschinen. Das macht mich ein wenig traurig. Die Menschen sind so überflüssig geworden! Den Bauern mag zwar einiges leichter fallen, aber es ging auch manch Schönes das Loch ab.»

Von Hand gemäht

«In die Schule mussten sie mich am ersten Tag fast schleifen. Aber nachher kam ich gut damit zurecht. 1940/41 absolvierte ich ein Jahr Haushaltsschule in Flamatt. Am Vormittag Theorie, am Mittag kochen, am Nachmittag Handarbeit. Wir hatten eine prima Haushaltslehrerin. Sie hässelte nicht herum, wenn einem etwas nicht geriet. Nach dem Lehrjahr half ich daheim meinen Eltern und später meinem Bruder Gottlieb, der den Hof übernahm. Zeitweise trug ich viel Verantwortung für das Heimetli und die Tierli. Ich habe meiner Lebtag viel und gern gearbeitet. Die Arbeit ging mir leicht von der Hand – auch am steilen Feldrain, den wir noch von Hand mähen mussten. Ätti dengelte mir die Sense. Am Morgen früh um drei Uhr zum Bett raus, die Sense nehmen und mähen gehen, im Wald hinten erwachten die Vögel – das war

wunderbar. Gottlieb zahlte mir einen Lidlohn. Den abgemachten Betrag habe ich von mir aus zurückgeschraubt. Ich wollte nicht, dass sich der Bruder wegen mir verschuldete. Ich half auch noch in einer Bäckerei im Dorf aus und nähte Barchent-Hemden. Früher trugen die Männer ja viel mehr Barchent-Hemden. Zwei Nähmaschinen habe ich heute noch. Und ein Harmonium. Manchmal spiele ich Lieder darauf. Aber ich bin notenabhängig.»

«Und dann kam der Stulz Ernst daher. Wir haben uns beim Dreschen kennengelernt. Ich merkte, wie er mich beobachtete. Er war nicht der Einzige. Es gab auch noch andere, die gafften.

Aber die gafften nur, er hat ernst gemacht. Ob es einen schönen Heiratsantrag gab? (Lacht schallend.) Eh, du miin Troscht! Ich wusste doch, was mir wartete. Ernst suchte nicht eine Frau zum Plausch. Der wollte eine, die anpacken konnte. Das war mir recht. Ich war das Arbeiten gewöhnt. Die Liebe kam später. Das Foto dort ist von unserem Hochzeitstag. Wir mussten extra in die Stadt zum Fotografen. Das war einmal! Heute hat jeder einen Fotoapparat. Unsere erste Wohnung war im Stöckli Hüselacher, hinter Mühleberg. Ich fuhr von dort aus mit dem Töffli zum Helfen in den Schürgraben. Runter nach Gümnenen, Laupen, Bösinggen, dort links beim Schulhaus über den Hoger, nach-

her auf Schmitten rauf, über die grosse Strasse. Es waren ein paar Kilometer. Das Müetti und der Ätti zogen dann zu uns. Wir gaben ihnen unser Schlafzimmer und übernachteten in der Stube. Zwischen den beiden Zimmern gab es ein Chucheli. Wenn mehr als vier Personen zum Essen kamen, reichte der Küchentisch nicht und ich musste in der Stube aufdecken. Die Eltern blieben bis zum Tod bei uns. Das ist heute leider nicht mehr Mode. Die alten Leute sollen bald nirgends mehr sein! Das Müetti pflegte ich zuletzt drei Wochen im Bett, dann durfte es gehen. Der Ätti hatte ein Schlegli. Wenn er die Augen öffnete, gab ich ihm etwas Tee. Nach drei Tagen schlief auch er ein. Kurz vor dem Schlegli war er im Schürgraben noch in jedes Zimmer gegangen. Als hätte er sich verabschieden wollen.»

Am Comptoir in Lausanne

«Ernst schätzte meine Mitarbeit beim Dreschen. Anders als die jungen Burschen wusste ich, dass man nicht zu viel aufs Mal in die Maschine einfüllen durfte. Wir hatten einen Deux Chevaux und machten etwa Ausflüge an den Schwarzsee. In die Ferien konnte man mit Ernst nicht. Nach drei, vier Tagen wollte der wieder heim und schauen, ob er dreschen müsse. Im Ausland war ich nie. Aber in Lausanne, am Comptoir. Meine Tante verkaufte dort Carameltäfel, ich half ihr. In eine Kupferpfanne kamen vier Kilogramm Zucker und vier Kilogramm Nidle oder Crème, wie man in Lausanne sagte. Wenn die Masse beim Rühren schön braun wurde, gaben wir eine Kelle Glukose rein. So

wurde alles fester. Dann die Masse auf einem mit Pergamentpapier ausgelegten Blech verstreichen. Die ausgestochenen Täfel füllten wir in schöne Säckchen ab. Am besten liefen jene zu 150 Gramm, am schlechtesten die 300-Grämmer. Es war eine teure Angelegenheit. Die 100-Grämmer kosteten einen Franken fünfzig. Da kaufst du besser Schokolade, da hast du mehr fürs Geld. Die Tante hat mir jeweils erklärt, wie ich mit dem Tram zum Comptoir fahren muss. Ich war doch so ein junges Tüpfli! Die Tante verkaufte dann ihr Patent. Ich habe die Täfel später einmal im Schaufenster einer Confiserie beim Bahnhof Bern gesehen. Es ist lange, lange her, dass ich in Bern war.»



Lydia Stulz mit Hochzeitsfoto: Ihren Mann Ernst hat sie beim Dreschen kennengelernt.

Foto: Susanne Wenger

«Einen Fernseher hatten wir nicht, wir hörten auch kaum Radio. Wenn sich Ernst am Abend mit der Zeitung hinsetzte, sagte ich ihm: Liest du wieder Lügen? Ich bin nie abstimmen gegangen, obwohl wir Frauen das Stimmrecht erhalten haben. Für mich war das Männersache. Man durfte denen doch nicht alles wegnehmen! Die hatten doch sonst das Gefühl, sie seien niemand mehr! Ernst ging immer an die Urne. Ich sagte ihm: Ihr Männer seid doch wohl allein dazu imstande. Auch in der Ausbildung gab ich mich mit dem zufrieden, was ich machen konnte. Mit Vergangenen plage ich mich heute nicht herum. Das lohnt sich nicht. Viele Leute sagen, sie würden alles anders machen, wenn sie noch einmal von vorne anfangen könnten. Ich nicht. Ich habe genug erlebt. Es braucht nicht noch mehr.» ●